

© by Ingeborg Arlt

## **Fouqués „Undine“**

Undine taucht überall auf. 1994 hatte ein Film Premiere, der „Undine“ heißt. Es gibt ein Ballett „Undine“ von Hans Werner Henze, ein Gedicht „Undine“ von Karl Krolow, ein Drama „Undine“ von Jean Giraudoux. 1961 erschien die Erzählung „Undine geht“ von Ingeborg Bachmann, und es gibt einen Undine- Aufsatz von Marie Luise Kaschnitz.

Die Undine- Opern von E.T.A. Hoffmann und Albert Lorzing sind nur die bekanntesten, aber die einzigen nicht. Es gelang mir, für den Zeitraum zwischen 1811 – auf dieses Jahr komme ich nachher zurück – und 1966, dem Jahr der Uraufführung von Sancans Oper „Ondine – fille de la forêt“ in Bordeaux, dreißig Bühnenmusikalische Werke mit dem Titel „Undine“ zu ermitteln. Und das sind nur die Undinen, die sich auf Buchseiten, Kinoleinwänden und Bühnenbrettern tummeln. Von den Schiffen, dem Kreuzer „Undine“ etwa, der 1915 unterging, oder der umgebauten „Kronprinz Wilhelm“, die als „Undine“ in Rostock zu DDR-Zeiten die Hafensrundfahrten machte, will ich gar nicht erst reden. Und all diese Undinen gäbe es nicht ohne die „Undine“ des in Brandenburg an der Havel geborenen Dichters Fouqué.

Fouqué – sein voller Name lautet Friedrich Heinrich Karl Baron de la Motte-Fouqué, Baron de Thonnayboutonne, Baron de Saint Surin, Seigneur de la Gréve – Fouqué also hat viel geschrieben. Er hat zügellos Romane, Gedichte, Briefe, Textvorlagen für Hoffeste, Tagebücher, Aufsätze, Lieder, Novellen, Reisebeschreibungen und Trauerspiele verfasst. Kein Genre hat ihn geniert, vor keiner literarischen Form ist er zurückgeschreckt, aber dafür das Publikum bald schon vor ihm.

Angeblich ist er deshalb ein vergessener Dichter. Am meisten geben mit diesem Urteil über den Dichter immer die Leute an, die vergessen haben, seine „Undine“ zu lesen, sein bedeutendstes Werk. Aber ein Dichter ist so bedeutend wie sein bedeutendstes Werk. Die vielen, vielen schlechten Zeilen, die Fouqué schrieb, löschen die Zeilen nicht, aus denen seine Undine besteht. Fouqué ist der Dichter der „Undine“, ist der Dichter eines Werkes, das seit nun bald 200 Jahren immer wieder gedruckt, bestaunt, rezipiert und adaptiert wird; eines Werkes, das viele andere Künstler angeregt hat, das in alle europäischen Sprachen übersetzt ist und nicht nur in europäische. Die erste Übertragung ins amerikanische Englisch stammt von Edgar Allan Poe.

Übrigens fehlt e i n Zitat selten, wenn von der „Undine“ die Rede ist. Am 3. Oktober 1828 notierte Eckermann folgende Äußerung Goethes: „Wollen Sie von Fouqué eine gute Meinung bekommen, so lesen Sie seine `Undine´, die wirklich allerliebste ist. Freilich war es ein guter Stoff, und man kann nicht einmal sagen, dass der Dichter alles herausgeholt hat, was darinnen lag.“ Das sei ein Lob, versichern Vor- und Nachwortschreiber, die es seitdem verwerten. Aber was ist das für ein Lob, frage ich, - was ist das für ein Lob, wenn das Gelingen einer literarischen Arbeit auf den Stoff zurückgeführt wird! Dazu diese Einschränkung: „Und man kann nicht einmal sagen, dass der Dichter alles herausgeholt hat ...“, was er, Goethe, natürlich herausgeholt haben würde! Also ich entnehme dieser immer so gern zitierten Äußerung nur, dass Fouqué zwar einen guten Stoff hatte, es aber versäumte, seine „Undine“ als Goethisches Werk zu verfassen!

Glauben Sie Goethe in diesem Fall nicht. Es liegt nicht am Stoff. Fouqué war nicht der erste, der diesen Stoff aufgriff. Schon im 14. Jahrhundert gab es von einem Ritter von

Stauffenberg ein Gedicht, das die Familiensage der Stauffenbergs erzählt: Ein Stauffenberg habe sich mit einer Nixe eingelassen. 1588 gab es eine Prosaversion derselben Geschichte von Fischart. Achim von Arnim nahm, wieder in Gedichtform, die Stauffenberg-Sage in „Des Knaben Wunderhorn“ auf. Vorher gab es noch „Das Märchen vom Prinzen Biribinker“ von Wieland, in dem eine Nixe namens Ondine ihr Wesen treibt. Und um 1800 herum gab es in der deutschen Literatur sogar ein Massenaufkommen von Nixen. Vor allem dort, wo die Literatur am seichtesten war, plätscherten sie haufenweise herum. Da gab es, um nur ein paar Beispiel zu nennen,

1792 „Das Donauweibchen“ von Karl Friedrich Hensler,

1795 „Die Saalnixe“ von Christian August Vulpius,

1798 „Das Donauweibchen“ II von Hensler,

1799 „Das Donauweibchen“ III,

1800 „Hulda, das schöne Wasserfräulein“, wieder von  
Vulpius,

1801 Tiecks Plan zum Drama „Das Donauweib“,

1804 von Vulpius „Hulda, die Nymphe aus der Donau“,

1806 Goethes Plan zur „Neuen Melusine“,

1807 Tiecks dramatisches Fragment „Melusine“ ...

Damit lass ich´s genug sein.

So etwas kann man in der Literaturgeschichte ja immer wieder beobachten: da hat einer, ein wirklich Großer, eine Idee, verwirklicht sie auch, und wenn sie für ihn längst gestorben ist, kommen die anderen und zehren von der Leiche. Defoe schrieb den „Robinson Crusoe“ und danach überschwemmt die Robinsonaden vieler anderer Autoren den Buchmarkt. Fontane hatte den Einfall, durch die Mark zu wandern und heute haben, ich weiß nicht wie viele Künstler den Einfall, auf seinen Spuren

durch die Mark zu wandern. Diese Spuren müssen ja schon ganz ausgetreten sein! Aber dies, der ideelle Trampelpfad, ist das eine. Das andere: Die Bevorzugung bestimmter Themen, Motive, Sujets hat auch immer mit dem so genannten Zeitgeist zu tun, das heißt: mit dem vorherrschenden Geist einer Zeit und der Reaktion der Künstler auf ihn. Die Häufung von Nixen, Wasser- und sonstigen Geistern in der deutschen Literatur um 1800 hängt gewiss auch mit der Romantik als Reaktion auf den Rationalismus der Aufklärung zusammen.

Also ich versichere: Es liegt nicht am Stoff. Von dem haben sich damals viele genährt, und all diese Werke, bis auf zwei, sind heute vergessen. Überlebt haben nur Goethes „Neue Melusine“, die nur bedingt in diesen Zusammenhang gehört, denn Melusine ist bei Goethe keine Nixe, sondern eine Zwergin, und die „Undine“ Fouqués. Goethes „Neue Melusine“ übrigens finde ich gar nicht so gut. Ich vermute, dass sie nur überlebt hat, weil sie vom guten Ruf ihres Dichters zehrt. Fouqués „Undine“ jedenfalls hat überlebt, obwohl sie von Fouqué ist. Sie ist so gut, dass ihr auch der schlechte Ruf Fouqués als Vielschreiber nichts anhaben konnte!

Warum aber ist denn nun die „Undine“ so gut.

Was sie so einzig macht, so großartig, das heißt, zu einer Dichtung von wirklich großer Art, das lässt sich in einem einzigen Satz sagen, und den sage ich auch, aber später. Erst führe ich vor, was ich meine. Ich schicke dieser Vorführung nur noch eines voraus: Jede Dichtung, wenn sie diesen Namen verdient, ist aus dem geschaffen, was dem Dichter zu schaffen gemacht hat, auch Fouqués „Undine“. Auch die „Undine“ Fouqués!

Freilich, das Märchen, dass die „Undine“ nur ein Märchen ist, hat man 150 Jahre geglaubt. Sie ist auch eines, aber nicht nur. Fouqué selbst übrigens nennt die Geschichte „Eine Erzählung“.

Das trifft es auch eher, denn es wird nicht wie im Märchen linear erzählt, sondern mit Vorgriffen und Rückblenden. Die Figuren sind nicht typisiert wie im Märchen, sondern mehrschichtig angelegt und machen Entwicklungen durch. Auch gibt es, anders als im Märchen, kein Happy-End, sondern ein trauriges Ende und – wie in der Novelle, in der Ballade, im Drama – ein retardierendes Moment vor der Katastrophe, einen Augenblick, in dem man glauben kann, nun werde vielleicht doch noch alles gut.

Im Einzelnen: Da reitet ein Ritter, weil seine Dame, sie heißt Bertalda, es von ihm verlangt, in einen berüchtigten, gefährlichen Wald. Er verirrt sich und gelangt jenseits des Waldes auf eine Landzunge, die in einen See ragt. – Prägen Sie sich dieses Bild bitte ein: Das Land auf drei Seiten von Wasser umgeben. Ich komme darauf zurück. – Auf der Landzunge wohnt ein altes Fischerpaar mit seiner Pflgetochter Undine. Undine ist eine Nixe. Durch die Hochzeit mit einem Menschen kann sie eine Seele bekommen. Ihr Vater will das Beste für sein Kind und hält die menschliche Seele dafür. Alle Geister sind dann behilflich. Sie veranstalten einen Sturm und machen die Landzunge vorübergehend zur Insel, so dass der Ritter dort bleiben muss. Auch spülen sie die zwei für eine Hochzeit wichtigsten Dinge, ein Weinfass und einen Priester, an. Undine und der Ritter, die sich bereits ineinander verliebten, werden getraut. Der Ritter weiß, wen er heiratet, denn Undine sagt es ihm. „Durch Trug mag ich Dich nicht behalten“ erklärt sie.

Das, dieses Wissen, das der Ritter über seine Frau hat, ist es auch, was den *Melusinen*-Stoff vom *Undinen*-Stoff unterscheidet. Beide gehören zum Stoffkreis der Mahrtehe (Sie kennen das Wort Nachtmahr). Die Mahrtehe, beheimatet in der französischen, deutschen und keltischen Erzähltradition,

schildert immer die Ehe eines Menschen mit einer Jenseitigen, Anderen, wobei die Ehe an ein Tabu gebunden ist, das nicht verletzt werden darf. Bei den Nixengeschichten vom Typ des Melusinen-Stoffes weiß der Mann nicht, mit wem er sich einlässt, und der Bruch geschieht durch die Entdeckung des Geheimnisses. Beim Undinen- Stoff weiß der Mann von Anfang an, dass die Frau an seiner Seite keine gewöhnliche Frau ist, und zum Bruch zwischen ihnen kommt es erst dadurch, dass er sich von der Ungewöhnlichen ab- und wieder einer Üblichen zuwendet.

Undine und der Ritter sind also getraut worden. Undine hat eine Seele bekommen, was man auch sofort merkt: sie ist anders als vorher, mitfühlend, großherzig, verständnisvoll. Der Ritter nimmt sie mit sich in seine Welt. In der Stadt wartet Bertalda auf ihn, die ihm den Ritt in den Wald als Mutprobe auferlegt hatte. Und die sich nun damit abfinden muss, dass er mit Undine verheiratet ist.

Das, was ich bisher erzählte, sind die Kapitel 1 bis 9. Ich erlaube mir, Sie hier schon auf ein artistisches Moment aufmerksam zu machen, auf den symmetrischen Bau der Erzählung. Sie hat 19 Kapitel. In den ersten neun wird die Bewegung des Ritters hin zu Undine erzählt, in den letzten neun die Bewegung fort von Undine; Ausgangspunkt der ersten und Ziel der zweiten Bewegung ist die Menschenfrau Bertalda. Das zehnte Kapitel stellt, so gesehen, eine Ausnahme dar. Was in ihm beschrieben wird, der Zustand in dem die drei – Ritter, Undine, Bertalda – sich befinden, ist ein Ausnahmezustand. Der Ritter, von beiden Frauen in die Mitte genommen – das wird in der Mitte der Erzählung berichtet.

Dann folgen die neun Kapitel, in denen sich der Ritter von Undine ab- und Bertalda wieder zuwendet. Das beginnt mit dem Geburtstagsfest Bertaldas. Die ist nämlich nicht die

leibliche Tochter des Herzogspaares, bei dem sie aufwuchs, sondern das Kind der Fischersleute, das vor Jahren von Wassergeistern entführt wurde, damit Undine dessen Platz einnehmen konnte. Undine glaubt, ihr eine Freude zu machen, indem sie ihr ihre wahre Abkunft enthüllt. Bertalda, eben noch Herzogstochter, nun Fischerkind, ist so erschrocken, dass sie Undine beleidigt. Daraufhin wird sie von den herzoglichen Eltern verstoßen. Wo soll sie nun hin? Undine und der Ritter nehmen sie mit auf die Burg und dort lebt man dann also zu dritt.

Was dort im Einzelnen mit dem Ritter vor sich geht, wird nicht erzählt. An dieser Stelle der Geschichte schaltet sich plötzlich der Erzähler ein und erklärt, er habe ähnliches erlebt und könne deshalb darüber nicht sprechen, denn die Erinnerung sei ihm zu schmerzlich. Fakt ist, dass der Ritter und Bertalda einander lieben, Undine nicht böse wird, aber weint, gut ist zu den beiden, aber weint, und dass sie die beiden vor den Wassergeistern und ganz besonders ihrem Onkel, dem mächtigen Wassergeist Kühleborn, immer wieder in Schutz nimmt. Sie warnt den Ritter, er solle sie ja nie auf dem Wasser oder in der Nähe eines Wassers beschimpfen. Genau das aber tut er und nach dem Gesetz der Geister muss Undine daraufhin ins Wasser zurück. Nur einmal noch kehrt sie wieder: Um den Ritter, nachdem er Bertalda geheiratet hat, zu töten. Am Grab des Ritters wird Undine zur Quelle, die sich teilt und das Grab von drei Seiten umschließt. Ich habe Sie gebeten, sich die Landzunge zu Beginn der Erzählung zu merken, die Landzunge, die in den See hineinragt. Das letzte Bild der Geschichte ist wieder das erste: Erde, auf drei Seiten von Wasser umgeben.

Ein Märchen. Eine Nixengeschichte. Allerliebste, ja. Aber was wir täglich erfahren, hat damit wenig zu tun. Wir machen

Erfahrungen mit dem Lebenspartner, den Kindern, den Kollegen, dem Arbeitsamt, den Nachbarn, mit Fremden, mit uns selber. Wir machen die Erfahrung, dass wir manchmal etwas nicht wahrhaben wollen, etwas verdrängen, bagatellisieren, idealisieren, oder dass wir uns gegen jemanden wehren, indem wir uns klein machen, indem wir ihn klein machen... Nun, welcher Abwehrmechanismen sich die menschliche Seele zu bedienen pflegt, ist ja bekannt.

Fouqués „Undine“ enthält einen Katalog unserer psychischen Abwehrmechanismen.

Beispiele! Um sie aufzufinden, bedarf es nur einer einfachen Operation. Lassen Sie sich auf die Prämisse der Geschichte, die reale Existenz von Nixen ein. Und dann suchen Sie Beispiele für die *Leugnung*, das *Nicht – wahr – haben – wollen*. Sie werden sie haufenweise finden. Wie oft wird der Ritter in die Lage versetzt, zu erkennen, wer Undine ist, lange bevor sie es ihm selber sagt! Und immer weist er seine Wahrnehmungen, Ahnungen, Gedanken zurück. Wie oft finden Sie Sätze von der Art der folgenden am Schluss der Geschichte, wo ein Priester den Ritter und Bertalda vor der Eheschließung noch einmal eindringlich warnt. Und „sie empfanden im innersten Herzen“, heißt es, „dass der Pater ... die Wahrheit sprach, aber sie wollten es nun einmal nicht glauben.“

Ein Beispiel für *selektives Wahrnehmen*: Der Fischer hatte Bertalda etwas ihr hoch Willkommenes geschrieben, aber auch eine Drohung: Sie solle sich ja mit Undine vertragen, sonst treffe sie sein Fluch. „Die letzten Worte schlug Bertalda in den Wind“, heißt es. Die anderen behielt sie!

*Projektion* – das kennen wir auch alle: Eigene, als negativ empfundene Gefühle werden einem anderen unterstellt. Undine kennt keine Eifersucht. Die Angebote, zu dritt etwas zu unternehmen, kommen immer von ihr. Aber Bertalda wird von

Eifersucht zerfressen. Und prompt beklagt sie, Bertalda, sich beim Ritter über die Eifersucht Undines! Ein anderes Beispiel liefert Undine selber, als ihr Onkel Kühleborn das sieht, was da ist: eine Undine, die viel weint, eine Bertalda, die viel lacht, und einen Ritter, der an Undine immerfort etwas auszusetzen hat. Doch wie erklärt Undine ihrem Ritter, weshalb der Wassergeist wütend wird? Kühleborn könne nicht richtig sehen, erklärt sie. Er sieht, sagt sie ihm, „dass du unzufrieden mit mir bist, daß ich in meinem kindischen Sinn darüber weine, dass Bertalda in der selben Stunde zufällig lacht. Nun bildet er sich allerhand ein.“ Undine, die sich einbildet, zwischen dem Ritter und ihr könne alles noch wieder gut werden, - Undine, die sich etwas einbildet, sagt, Kühleborn bilde sich etwas ein!

Übrigens haben Sie in dem eben angeführten auch ein Beispiel für die Regression, das Sich – klein – machen: „... dass ich in meinem kindischen Sinn darüber weine“, sagt Undine. Ich in meinem kindischen Sinn!

Ein letztes Beispiel, eins, das jenen Vorgang beschreibt, den wir Ausgrenzung nennen: Als Undine sich dem Ritter zu erkennen gibt und ihm vom Volk der Wasserleute erzählt, sagt sie: „Menschen nennen wir uns auch.“ Aber als der Ritter sie auf dem Wasser beschimpft, als es zum Bruch zwischen ihnen kommt, ruft er: „Lass uns Menschen zufrieden!“ Uns Menschen. Ihr spricht er das Menschsein ab.

Wie schon angedeutet: Sie werden Beispiele finden für Leugnung, Pejoration, Projektion, Verdrängung, Illusion, Idealisierung, Regression, Bagatellisierung. Und genau dort, nicht in den statischen, in den der Stoffebene angehörenden Elementen der Erzählung, sondern in ihrem dynamischen Teil, in den Relationen und Interaktionen steckt der Realitätsgehalt der „Undine“.

Fouqués „Undine“ enthält einen Katalog unserer Abwehrmechanismen, sagte ich. Fouqués „Undine“ enthält aber auch die Erfahrungen ihres Autors.

Auf das Autobiografische der „Undine“ wiesen schon Edgar Allen Poe und Arno Schmidt hin. Beide führten dabei etwas anderes an. Ich glaube, dass beide Recht haben. Arno Schmidt glaubte, Fouqué habe Zeit seines Lebens das idealisierte Bild eines jungen Mädchens in der Seele getragen, das er als achtzehnjähriger Kürassier kennen lernte. Diesem Mädchen, Elisabeth von Breitenbauch, das sehr schön gewesen sein soll und sich gegen seinen unpassenden Namen deshalb mit Recht verwahrte, indem es sich von Breitenbach schrieb, - diesem Mädchen sei Fouqué am Steinhuder Meer begegnet. Daher komme also der See, an dem der Ritter seine Undine kennen lernt – meint Arno Schmidt. Auch weist Schmidt darauf hin, dass der Ritter blau und gold trägt, die Wappenfarben Fouqués, und dass er „von Ringstetten“ heißt, was dem Namenszusatz „la Motte“ entspricht. Der finde sich bei französischen Adelsnamen häufig und bedeute im Altfranzösischen „Erdwall“, „Ringwall“, also „Ringstätte“. Desgleichen verweist er darauf, dass Bertalda deutlich Züge der zweiten Frau Fouqués trägt, der Caroline de la Motte-Fouqué, verwitwete Rochow, geborene von Briest, auf deren Gut Nennhausen bei Rathenow Fouqué lebte und wo 1811 – ich sagte ja, ich komme auf dieses Jahr noch zurück – die „Undine“ entstand. Überdies lässt sich ja auch nicht übersehen, was Fouqué zu Beginn des 13. Kapitels den Erzähler sagen lässt: Er habe die Geschichte selber erlebt. Edgar Allen Poe, im Gegensatz zu Arno Schmidt, kannte keinerlei Fakten aus Fouqués Leben. Er schloss lediglich aus dem Text der „Undine“, dass - ich zitiere ihn: „... der Autor zutiefst unter den Leiden einer übel zusammenstimmenden Ehe gelitten hat.“

Was ich dazu zu sagen habe, ist folgendes: Es ist falsch, allein in dem Ritter das Abbild Fouqués zu sehen und die Geschichte so zu lesen, als berichte sie nur, er, Fouqué, habe einmal derart zwischen zwei Frauen gestanden. Ein Dichter kann ja seine Erfahrungen mehreren Figuren mitgeben. Es ist, glaube ich, eher so, dass der Ritter die Erfahrungen macht, die der junge Fouqué am Steinhuder Meer gemacht haben mag, und – und dass Undine die Erfahrungen macht, die Fouqué als Ehemann der Caroline von Rochow in Nennhausen machte.

Dafür spricht alles, was wir über diese Frau heute wissen. Dafür sprechen die Briefe Fouqués an seinen Freund Miltitz. Dafür spricht auch ein Gedicht, das Fouqué an seine Frau richtete und das ich Ihnen vorlesen will. Wobei Sie, bitte, an die verlassene weinende Undine denken wollen, die vom Ritter dafür, dass sie weint, auch noch gescholten wird. Das Gedicht heißt:

Der verlassene Sänger

Schiltst du meine Tränen?  
Schiltst mein leises Sehnen?  
Weil es ringt nach dir?  
Zarte Frauenblüte,  
Deine Schönheit glühte  
Einst als meines Lebens Zier.

Stern, mir abgewendet,  
Licht, mir fort gesendet  
Nach beglücktern Au'n!  
Ist dir's ganz entschwunden,  
Dass wir uns gefunden,  
Aug' in Aug', ein sel'ges Schaun?

Kehre, kehre wieder!  
Alle meine Lieder  
Rufen dich allein.  
Ach, nur Augenblicke,  
Hohe Zaub'rin stricke  
Mich in gold'ne Netze ein.

Noch kein Klang entgegen?  
Sängers Minnesegen  
Sonder alle Macht?  
Lied, du bist verklungen!  
Herz, du bist zersprungen!  
Süße Feindin, gute Nacht!

Wer über diese Frau aus Nennhausen Näheres wissen möchte, dem empfehle ich das aufschlussreiche Nachwort von Dorothea Böck in dem Buch Caroline de la Motte- Fouqué: Geschichte der Moden vom Jahre 1785 bis 1829. Berlin: Union Verlag 1987.

Fouqué, der arglose, weltfremde, hochanständige, aber auch hoch versponnene Mensch war wohl auf die Dauer kein geeigneter Partner für so eine Frau. Er, im Gegensatz zu ihr, war im Abwehren der Realität ja genauso gut wie sein Ritter, im verzweifelten Festhalten an Wunschbildern ja genauso gut wie seine Undine. Etwa, wenn er seiner Tochter 1000 Taler mehr schenkte, als er überhaupt besaß. Oder wenn er seinem Freunde Miltitz eine Reise beschrieb und dabei über die Feder brachte, er sei „von einer edlen Ritterburg zur anderen gezogen“, während es in Wirklichkeit Gutshäuser und Landadelssitze waren; aber bei ihm waren es Burgen, und nicht nur Burgen schlechthin, sondern Ritterburgen, und auch nicht nur Ritterburgen schlechthin, sondern edle Ritterburgen! Er sah, wie die drei Hauptfiguren seiner „Undine“, vor allem das, was er sehen wollte.

Das Märchen „Undine“ erzählt auch, wie Caroline de la Motte-Fouqué sich abwandte von ihrem Mann und wie Fouqué dabei litt.

Ich sagte zuerst, Fouqués „Undine“ enthalte einen Katalog unserer psychischen Abwehrmechanismen. Dann sagte ich, Fouqués „Undine“ enthalte auch die Erfahrungen ihres Autors.

Ich füge hinzu: Fouqués „Undine“ enthält auch das Bild des Menschen, wie er sein könnte und das Zerrbild, welches das Patriarchat aus ihm zu machen imstande ist. Sehen Sie sich an, wie selbstbewusst Undine zu Beginn der Beziehung noch ist. Man rügt sie, und sie sagt: „Mir ist so zumute.“ Sie entschuldigt sich nicht, sie erklärt nichts, ihr ist so, basta.

„Mir gegenüber“, sagt sie, als der Ritter sich neben sie setzen will. Sie will ihn gegenüber haben, wenn sie ihm die Wahrheit über sich sagt.

„Durch Trug möchte ich dich nicht behalten.“

Ganz erstaunlich ist auch: Sie bittet den Ritter immer wieder, die Reise von der Stadt nach Burg Ringstetten noch etwas aufzuschieben, da sie noch länger mit Bertalda zusammen sein will. Die Beziehung zu einer Frau ist ihr also auch wichtig. Sie ist in ihrem Seelenleben nicht, wie Frauen des domestizierten Typs, ausschließlich auf Männer fixiert. Allerdings – Frau und Mann als Gegenüber, einander ebenbürtig – das hört auf, sobald Undine in die Zivilisation kommt. Die Szene, da Undine sich zu erkennen gibt, spielt sich folglich auf einer Insel ab. Einer Insel in dem Waldstrom, der vorübergehend über die Ufer getreten war und die Landzunge vom Festland getrennt hatte. Eine Insel auf einer Insel also. (Und das ist nur ein Beispiel für die grandiose Bildsprache der „Undine“.)

Und wie selbstbewusst, ihres Selbst bewusst, ist Undine auch noch beim ersten heftigen Zusammenstoß mit der Zivilisation, nämlich auf der Geburtstagsfeier Bertaldas! „Ich wusste von euren törichten Sitten und eurer harten Sinnesweise nichts“, sagt sie zu den Standesbewussten, „und (ich) werde mich wohl mein lebelang nicht drein finden.“

Es ist wahr: Sie findet sich nicht drein.

Von da an, es ist das 11. Kapitel, das erste von den neun, die die Abkehr des Ritters beschreiben, häufen sich Adjektiv-

Dopplungen wie „demütig-froh“. Undine ist demütig-froh, zärtlich-demütig, freundlich-demütig, demütig-scheu, und das geht einem heutigen Leser nur so lange die Nerven, als er noch nicht bemerkt: Die Geschichte von Undine ist auch die Geschichte einer ungeheuren Demütigung.

Da wird eine große Frau klein. Da kämpft sie um die Liebe des Mannes mit Selbstverleugnung: sie verleugnet ihr Selbst; mit Selbstlosigkeit: sie wird ihr Selbst los; mit einer Anpassungsbereitschaft, die soweit geht, dass sie auch noch die Nebenbuhlerin duldet. Undine demütigt sich, indem sie sich infantilisieren lässt. Sie gibt dem Ritter immer recht und sich selbst immer unrecht: „Wenn du mich beschimpfst, ohne dass du es übel meinst“, sagt sie. Oder: „Wenn ich in meinem kindischen Sinn darüber zu weinen anfange“.

Sie fängt an zu weinen. Und sie hört damit bald gar nicht mehr auf.

Fouqué nennt sie nicht umsonst später „die Nymph´ im Tränensee“, in einem Gedicht übrigens, das auf die Nähe der „Undine“ zu ihrem Autor verweist:

Was reimt sich auf Fouqué?

Die Nymph´ im Tränensee

Es wundert mich bloß, dass man das übersehen kann. Durch die gesamte Sekundärliteratur geistert der „Todeskuss“, jener Kuss Undines, durch den der Ritter zu sterben glaubt; und es steht ja auch, dass er sich wünscht, an ihrem Kusse zu sterben. Aber es steht ebenfalls da, was sie nämlich dann sagt: „Ich habe ihn totgeweint.“

Sie können diese Szene lesen so oft und so gründlich Sie wollen – Sie werden nicht dahinter kommen, ob er an ihrem Kuss oder an ihren Tränen stirbt! Sie, als Leser, können sich

nur an Ihre Erfahrung halten und dann entscheiden, ob Sie sich der Sicht des Ritters anschließen und damit der Meinung aller Interpreten bis heute oder – der Meinung Undines.

Von unseren psychischen Abwehrmechanismen spricht die „Undine“, sagte ich; von den intimsten, persönlichsten Erfahrungen ihres Dichters; von dem, wie wir sein könnten, wenn wir nicht Treue mit Besitz verwechseln und Liebe mit Abhängigkeit; Fouqués „Undine“ spricht aber auch von Natur und Zivilisation.

Im Grunde ist schon, was ich eben von Bild und Zerrbild sagte, nicht vom naturphilosophischen Hintergrund des Werkes zu trennen. Ich habe die Trennung nur versucht, um Ihnen vorzuführen, von wie vielen Seiten man sich der „Undine“ nähern kann.

Natur und Zivilisation, die Welt Undines und der anderen Geister und die des Ritters und der anderen Menschen, sind voneinander getrennt. Nicht zufällig heißt der Priester, der das Naturwesen mit dem Zivilisationswesen vermählt, Pater Heilmann. (Fouqué ist auch in der Namensgebung genau. Bertalda, zum Beispiel, ist eine Weiterbildung von „Berta“, was „die Glänzende“ heißt.) Und nicht zufällig ist es die Hochzeitsnacht, durch die Undine eine Seele erhält. „Durch innigsten Verein der Liebe“, schreibt Fouqué. In diesem Zusammenhang schnell noch ein weiteres Beispiel für die großartige Bildsprache der „Undine“. Hören Sie den Anfang. Die Landzunge wird beschrieben:

„Es schien ebensowohl, die Erdzunge habe sich aus Liebe zu der bläulich- klaren, wunderhellen Flut in diese hineingedrängt, als auch das Wasser habe mit verliebten Armen nach der schönen Aue gegriffen.“

Das ist in der semantischen Schicht eine Landschaftsbeschreibung, in der ikonografischen ein kopulierendes Paar!

Unter dem naturphilosophischen Aspekt finden wir auch das utopische Moment der „Undine“. Utopisch in dem Sinn, den Ingeborg Bachmann so schön in einer ihrer Frankfurter Vorlesungen umreißt, nämlich: Literatur habe zweierlei zu repräsentieren, ihre Zeit und etwas, wofür die Zeit noch nicht gekommen ist. Wofür die Zeit noch nicht gekommen ist, das ist eine wunderbare Ganzheit, die Undine nach ihrer Beseelung repräsentiert: *als Naturwesen zivilisiert, als Zivilisationswesen natürlich*- ein Mensch, der die Vorzüge beider Seinsbereiche in sich vereinigt. „Eines ging bei dem anderen zu Gaste“, heißt es auf der ersten Seite der Beschreibung der Landzunge und den See, „und deshalb war ein jegliches so schön.“

Vor gewaltsamer Aktualisierung, einem Verfahren, das aus der Frommen Helene bei Wilhelm Busch eine Drogentote macht, hüte ich mich hoffentlich. Aber die Würde dieser Gestalt, die schöne Selbstsicherheit der Undine zu Beginn ihrer Ehe - sie ist sich ihrer selbst sicher und braucht darum auch nicht auf zerstörerische Art eifersüchtig zu sein – das, denke ich, muss doch auch Ihnen nahe gehen. Das, obwohl die Geschichte schon 1811 erschienen ist, könnte doch wohl auch für unsereinen erstrebenswert sein!

Um zusammenzufassen: Fouques „Undine“ gibt Antwort, von wo auch immer man sie befragt.

Ich bin mit keinem Wort eingegangen auf ihre Symbolik. Ich habe nichts weiter über den Wassergeist Kühleborn gesagt und nichts über das Reden und Schweigen. (Es gibt so an die zwanzig Stellen, wo in der Erzählung etwas nicht ausgesprochen, nicht benannt werden darf, wo etwas

verschwiegen wird oder man beim Benennen einer Sache erschrickt.)

Weder habe ich von der Farbe weiß gesprochen, die im Text immer wieder genannt wird und mich an das Kapitel „Weiß“ in Melvilles „Moby Dick“ erinnert, noch habe ich auf die Ambivalenzen aufmerksam gemacht, von denen der Text wimmelt. Selten ist in der „Undine“ ein Sachverhalt so und nicht anders. Meistens gilt ein Sowohl- als- auch. Folglich heißt es im Text „fremd und wohlbekannt“, „halb weinend, halb lächelnd“, „halb schlafend, halb wachend“, „gewohnt sanft, ungewohnt fest“ und sogar „freilich lieber, aber auch so nicht unlieb“. In Fouqués „Undine“, wie im wirklichen Leben, herrschen gemischte Gefühle.

Fouques „Undine“ ist nicht auszuschöpfen. Edgar Allen Poe nennt sie „ein Modell der Modelle“ und meint damit zwar nur ihre Vorbildlichkeit in der Form, ihre Musterhaftigkeit in ästhetischer Hinsicht. Aber sie ist es auch im mathematischen Sinn: ein Modell, an dem man Problemstellungen studieren kann. Daran ändert nichts, wie harmlos Fouqué selbst seine „Undine“ gelegentlich sah. Maßgebend für die Bedeutung eines Werks ist nicht das, was der Künstler glaubt, ihm mitgegeben zu haben, sondern das, was es tatsächlich enthält. Manche Dinge, die ein Werk zu einem gelungenen machen, hat der Künstler nicht beabsichtigt; sie sind ihm beim Schaffen unterlaufen. Doch das heißt, dass sie Bewusstseinsperren unterlaufen haben, sich als Eindrücke, Erfahrungen, Kenntnis von Möglichkeiten in seinem Unterbewusstsein befanden.

Ich sagte ja, was die „Undine“ so einzig macht, lässt sich in einem einzigen Satz sagen. Was sie so einzig macht, ihrer Rezeption so entgegen kommt, Adaptionen erleichtert, ist ihre hermeneutische Eignung, ist der Spielraum, den sie dem

gewährt, der sich ernsthaft mit ihr befasst. Und genau das hat sie mit aller großen Dichtung gemeinsam.

Der Text ist die Umformung eines Vortrags, gehalten zu Anfang der 90er Jahre in der Stadtbibliothek Brandenburg, dem Fontane-Club Brandenburg, dem Historischen Verein Brandenburg und, nach seiner Gründung 1997, auch in der Fouque-Gesellschaft, um die Stadt zur Ehrung Fouques, an den in seiner Geburtsstadt bis dahin nichts erinnerte, zu bewegen. In Vortragsform ist er auch veröffentlicht in Berliner Lesezeichen 8 / 95 und in den Materialien des 1. Fouque-Colloquiums Brandenburg.

Ingeborg Arlt, Schriftstellerin

Kontakt: [Borgarlt@web.de](mailto:Borgarlt@web.de)